

Sachdokumentation:

Signatur: DS 4333

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/4333



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 23. 4. 2023

Inhalt

Die Gebote der Stunde lauten «Back to the Future» und «Back to the Roots»	1
21.4.2023, Timotheus Bruderer	1
Auf die Lehrerin kommt es an	3
NZZ, 15.4.2023, Wochenende, von Robin Schwarzenbach (Text) und Karin Hofer (Bilder)	3
«Auf die Lehrerin kommt es an»	4
NZZ, 19.4.2023, Meinung & Debatte, Leserbrief	4
Warum plötzlich mehr Kinder Lernschwächen haben	4
Condorcet Bildungsperspektiven, 7. April 2023, Gastautorin Naomi Jones	4
Konkret und nachhaltig unterstützen	7
Tages-Anzeiger, 14.4.2023, Debatte, Gastbeitrag von Beat Kissling	7
Kompliziertes Schulsystem	8
Tages-Anzeiger, 17.4.2023, Debatte, Leserbriefe	8
Schule ist kein Ort für die Simulation von Sinn	9
NZZ, 17.4.2023, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Klaus Zierer	9
Eine alljährlich wiederkehrende Diskussion neben der Spur	11
Nebelspalter, 11.4.2023, Alain Pichard	11
Veranstaltungshinweis	14
Sind der schulischen Integration Grenzen gesetzt? Eine Standortbestimmung	14
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 14.Juni 2023	14

Die Gebote der Stunde lauten «Back to the Future» und «Back to the Roots»

21.4.2023, Timotheus Bruderer

Die Beziehung zwischen Lehrperson und Kind zieht sich wie ein roter Faden durch den Unterricht und die Schulbildung, sie ist wie das Fundament und Gerüst, das das «Lerngebäude» trägt. Eine starke Beziehung ist das entscheidende Element, welches Bildung effektiv, nachhaltig und am Ende auch zu einem freudigen Erlebnis macht. Unser «Auftakt-Artikel» belegt dies auf eine fast schon dramatische Weise. Die Lehrerin Mirella Bravasso beweist, dass Unterricht auch mit Kindern möglich ist, die aus einem beeinträchtigten Familienumfeld kommen. Max Knöpfel fasst es in seinem Leserbrief gekonnt zusammen, weshalb ihr das gelingt: «Basis dafür stellt der kontinuierliche Aufbau von starken Beziehungen dar, ...»

Basis eines erfolgreichen Unterrichts

Leider schrauben die vielen Reformen von gestern und heute gerade an dieser Basis herum. So wundert es die Psychologin und Heilpädagogin Eliane Perret nicht, weshalb heute mehr Kinder als früher *Lernschwächen* haben. Viele Kinder seien mit dem selbstorganisierten Lernen (SOL)



überfordert: «Kinder brauchen zum Lernen Anleitung von Erwachsenen, zu denen sie in Beziehung stehen.»

Fehler im System

Überforderung von Schulkindern und Lehrpersonen, Heterogenität und Unruhe im Klassenzimmer, *Verzettelung bei den Bildungszielen und akuter Lehrermangel gehören zu den bestens bekannten Problemen, mit denen sich die Schule seit Jahren herumschlägt. Doch die Bildungspolitik sucht* ständig nach den Fehlern um das System herum, anstatt sich endlich einmal zu getrauen, nach dem Fehler *im* System selbst zu suchen. Auf diese Ursache deutet Stefan Wittwer, Co-Geschäftsführer von Bildung Bern. Eliane Perret doppelt nach, dass Kinder heutzutage rascher eine psychiatrische Diagnose erhalten. Den Grund sieht sie u.a. darin, dass das familiäre und schulische Umfeld, der Erziehungsstil und andere Bedingungen, die Einfluss auf die Entwicklung des Kindes haben, bei einer Diagnose zu wenig gewichtet würden. Wir sind also wieder bei der Basis (der Beziehung) angelangt.

Kein Zurück in die Vergangenheit?

Ein Grossteil der Bevölkerung wird sich der wahren Ursachen der Schulprobleme mehr und mehr bewusst, Bildungspolitiker stehen anscheinend etwas länger auf dem Schlauch. Viele Eltern wollen, dass Kleinklassen wieder eingeführt werden. Bildungsforscher Andrea Lanfranchi quittiert dieses Begehren aber als «Zurück in die Vergangenheit». Sein Rezept sind nach wie vor die modern klingenden Lernumgebungen und das SOL. Dass sie sich in der Praxis nicht bewähren, zeigt der schulische Alltag zu Genüge. In seinem Gastbeitrag sieht Erziehungswissenschaftler Beat Kissling solche Unterrichtsformen lediglich «zu einer Schüler-Ego-Optimierungsangelegenheit» verkommen. Die bewusste Ignoranz des Offensichtlichen führt unweigerlich zu Absurditäten, wie sie Peter Schmid im darauffolgenden Leserbrief aufführt: «Wenn man hochbegabte Schüler separiert, dann ist das gut, wenn man schwachbegabte Schüler separiert, dann ist das schlecht.»

Autorenschaft, der Kern der Medienerziehung

In seinem Gastkommentar geht Klaus Zierer (Ordinarius für Schulpädagogik) mit den KI-Chatbots und der digitalen Technik im Allgemeinen hart ins Gericht und dies ganz zu Recht. Lassen wir uns seine Essenz auf der Zunge zergehen: «Technik ist einer der grössten Treiber für mehr Bildungsgerechtigkeit. Weil Menschen mit schlechter Bildung sie weitaus unsinniger einsetzen als Menschen mit guter Bildung.» Die Ironie der Sache führt uns sogar dahin, dass wir die Technik mehr und mehr dafür benötigen, um Probleme zu lösen, die wir infolge der Technik haben. Genau deshalb fordert Zierer eine Medienerziehung, die Menschen in ihrer Autorenschaft wieder stärkt. Die Menschen sollen die Technik nicht nur bedienen können, sondern die Technik soll ihnen schlussendlich auch dienen. Daher werde es nötig sein, «noch mehr als bisher die Bildung der Menschen zu stärken.» Abseits von Technik, wohlverstanden.

Hausaufgaben für mehr

Zu guter Letzt führt uns Alain Pichard im Nebelspalter-Artikel den eigentlichen Sinn von Hausaufgaben wieder vor Augen. Nach einer sauberen Auslegeordnung darüber, was Hausaufgaben eigentlich sind, hält er fest: «Gerade die Hausaufgaben erlauben es den weniger talentierten Schülern, die Grundkompetenzen in einem Fach zu erfüllen und die Ziele mit Fleiss zu erreichen.» Was die Hausaufgaben zu einem Stress werden lässt, seien nicht diese selbst, sondern eine Überfrachtung der Lehrpläne und die vielen überfachlichen Kompetenzen. Die Konsequenz davon sei, dass bei Hausaufgaben zwar «Vieles gemacht und abgehakt, aber kaum mehr gründlich durchgenommen wird.» Seine Lösung: Zurück zum ursprünglichen Zweck von Hausaufgaben. Denn «gerade mit diesen Hausaufgaben wird auch die Autonomie und Mündigkeit der Lernenden unterstützt.»

Die Gebote der Stunde

Wir sehen also: Das erste Gebot der Stunde lautet «Back to the Future!» Für die Wiedereinführung von Kleinklassen braucht es eine Rückbesinnung auf altbewährte Praxis. Nur so gelangt unsere Schule in die Zukunft (sorry, Herr Lanfranchi!) und dreht sich nicht im Kreis. Das zweite Gebot ist



dem ersten ähnlich: «Back to the Roots!» Bevor überstürzt noch mehr Säulen aus dem Lerngebäude entfernt werden, muss der ursprüngliche Zweck dieser Säulen wiederentdeckt werden. Seien es beispielsweise die Hausaufgaben: Wirksam eingesetzt bilden sie, laut Pichard, eine wertvolle Ergänzung zum Unterricht und erfüllen erst noch die Prämisse der Individualisierung.

Lassen Sie sich inspirieren! Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre.

Timotheus Bruderer

Auf die Lehrerin kommt es an

NZZ, 15.4.2023, Wochenende, von Robin Schwarzenbach (Text) und Karin Hofer (Bilder)

Mirella Bavasso unterrichtet eine dritte Sek in Zürich Affoltern, einem Brennpunktquartier mit vielen Problemen. Unterstützung zu Hause bekommen nur die wenigsten der Jugendlichen. Gewalt und Vernachlässigung durch die Eltern sind keine Unbekannten. Die Klasse funktioniert trotzdem.

«Guten Morgen, meine Lieben!» Mirella Bavasso freut sich auf ihre Schülerinnen und Schüler der dritten Sek. Auch an diesem Montagmorgen Anfang März, um 8 Uhr 20 im Klassenzimmer 10, als im Schulhaus Käferholz in Zürich Affoltern die erste Stunde der neuen Woche beginnt. Selbst wenn die Lehrerin eigentlich jeden Tag etwas trauriger wird, wie sie selber sagt. Denn: Heute sind es 73, morgen noch 72 Schultage bis zu den Sommerferien. Dann wird sich die Klasse auflösen. Was wird dann aus Fatima, Prince, Angelina, Anas und all den anderen? Werden jene Jugendlichen, die bis jetzt nur Absagen kassiert haben, eine Lehrstelle gefunden haben?

[...]

Mirella Bavasso ist eine aussergewöhnliche Lehrerin. Mehrere Freunde von ihr sind an dem Beruf zugrunde gegangen: Erschöpfung, Burnout, Frust wegen fehlender Wertschätzung. Bei Bavasso ist es umgekehrt: Der Job gibt ihr Energie, jeden Tag. Etwa, wenn ihr eine Schülerin unter Tränen sagt, dass sie über dieses oder jenes nur mit ihr sprechen könne. Bavasso sagt: «Das ist mein grosses Glück.» Sie weiss auch nicht, wie viel sie arbeitet. Wie viele Stunden sie investiert nach Schulschluss, um da zu sein für «ihre Lieben». Und um die Lektionen vorzubereiten, Prüfungen zu korrigieren, Bewerbungsschreiben in Form zu bringen und so weiter. Sie kann nicht einmal sicher sagen, wie hoch ihr Pensum ist (es sind 70 Prozent).

Aaron Schnyder, der Schulleiter vom Käferholz, sagt: «Es wäre vermessen, wenn ich ein solches Engagement von all meinen Lehrpersonen erwarten würde.» Den Lehrermangel bekommt Schnyder besonders zu spüren. Vor allem, wenn es eine Stelle in einer Sek-B-Klasse zu besetzen gibt. «Dann springen viele Kandidatinnen und Kandidaten ab.»

Was wäre dagegen zu unternehmen? Die Lehrer entlasten von Tätigkeiten, die nicht unmittelbar mit dem Unterricht zu tun haben? Damit sie sich endlich auf ihre Kernaufgabe im Klassenzimmer konzentrieren können, statt Schüler aus dysfunktionalen Familien zu betreuen, Krisengespräche zu führen, Sondersettings zu organisieren, die Jugendlichen immer wieder darin zu bestärken, dass sie den nächsten Schritt in ihrem Leben trotz schwierigen Startbedingungen packen werden?

Solche Forderungen sind immer wieder zu vernehmen. Bavasso kann damit nichts anfangen: «Das ist nicht realistisch.» Nicht in einer Sek B, nicht in Zürich Affoltern. Zumindest nicht, wenn man den Lehrerberuf so versteht, wie sie es tut.

[Mehr...](#)



«Auf die Lehrerin kommt es an»

NZZ, 19.4.2023, Meinung & Debatte, Leserbrief

Für derart engagierte Lehrerinnen wie Mirella Bavasso stellt das baldige Ende der Schulzeit ihrer dritten Sek B in Zürich Affoltern auch eine besonders beeindruckende Erntezeit dar. Aus dem ebenso umfang- wie aufschlussreichen Artikel in der NZZ vom 15. April 2023 geht klar hervor, weshalb eine Schulklasse «funktioniert».

Das mag sich vielleicht etwas lapidar anhören, ist es aber nicht. Dahinter steckt sehr viel mehr. Basis dafür stellt der kontinuierliche Aufbau von starken Beziehungen dar, welche Bavasso während der vergangenen Oberstufenjahre zu ihren Schülerinnen und Schülern geknüpft hat. Ihre enorme Arbeit ist auf fruchtbaren Boden gefallen, und entsprechend beachtlich fällt denn auch die Ernte aus.

Damit macht Bavasso vor, worauf es ankommt. Es ist ihr gelungen, die Jugendlichen mit vielfältiger Herkunft und unterschiedlichsten Voraussetzungen zu einer Gemeinschaft zu formen, die der gut geerdeten Lehrerin offensichtlich durchwegs mit Anstand und Respekt begegnet. Umso wertvoller ist der Wert dieser Beziehungsarbeit einzustufen, als Bavasso ebendiesen Respekt auch im Umgang mit den Eltern ihrer Schüler einzufordern weiss.

Gelingt es den Jugendlichen, sich dereinst im Berufsleben weiterhin so zu verhalten, wie sie es in den vergangenen drei Jahren gelernt haben, hat sich der von viel Herzblut und Verve geprägte Einsatz von Mirella Bavasso auch längerfristig für alle gelohnt.

Max Knöpfel, Pfäffikon (ZH)

Warum plötzlich mehr Kinder Lernschwächen haben

Condorcet Bildungsperspektiven, 7. April 2023, Gastautorin Naomi Jones

Seit der Einführung des Lehrplans 21 erhalten signifikant mehr Schulkinder Spezialunterricht. Wie ist das möglich? Eine Spurensuche von Tamedia-Journalistin Naomi Jones.

Als diese Zeitung Ende letzten Jahres eine Umfrage zum Lehrplan 21 durchführte, stellten mehrere Heilpädagoginnen und Eltern einen Zusammenhang zwischen Lernstörungen wie etwa einer Legasthenie und dem Lehrplan 21 her. Eine Heilpädagogin spricht von einer Zunahme der “Pseudo-Legastheniker”. Ist da etwas dran?

Genaue Zahlen zu bekommen, ist nicht möglich. Der Kanton erfasst die auf den Erziehungsberatungsstellen gestellten Diagnosen nicht separat. Doch seit 2014 erhebt er, wie viele Kinder Spezialunterricht etwa durch eine Logopädin oder einen Heilpädagogen erhalten. Nebst Kindern mit Lernschwierigkeiten gehören dazu auch hyperaktive Kinder mit Konzentrationsproblemen wie ADHS oder Kinder mit einer Entwicklungsstörung etwa aus dem Autismusspektrum (ASS).

Diese Zahlen deuten tatsächlich auf einen möglichen Zusammenhang von Lernschwächen und dem neuen Lehrplan hin: In den Jahren 2014 bis 2017 erhielten je rund 4000 Schulkinder des Kantons Bern zusätzlichen Spezialunterricht. Darunter fallen Kinder mit Legasthenie oder Dyskalkulie, Verhaltensauffällige mit ADHS oder ASS, aber auch Kinder mit einem Sonderschulstatus, etwa aufgrund eines Downsyndroms.

2019, ein Jahr nach der Einführung des Lehrplans 21, erhalten rund 1000 Kinder mehr Spezialunterricht. Bei gut 100'000 Schulkindern im Kanton ist der Anstieg nicht riesig, aber doch signifikant. In Prozenten dargestellt bewegen sich die Zahlen vor dem Lehrplanwechsel um die vier Prozent. Ein Jahr nach dem Wechsel sind sie auf fast fünf Prozent geklettert und dort oben geblieben.



Der neue Lehrplan

Der Lehrplan 21 legt grosses Gewicht auf selbstständiges Lernen. Dazu gibt es an vielen Schulen eigens im Unterricht eingeplante Zeiten. In den oberen Klassen sind dies sogenannte SOL-Lektionen. SOL steht für selbst organisiertes Lernen.

Das sei insbesondere für Kinder mit ADHS schwierig, sagt der Könizer Kinderarzt Rolf Temperli. “Sie lassen sich leicht ablenken und brauchen klare Strukturen.” Vorausschauendes Planen stelle sie vor grosse Herausforderungen.

“Kinder brauchen zum Lernen Anleitung von Erwachsenen, zu denen sie in Beziehung stehen.”

Eliane Perret, Psychologin

Die Zürcher Psychologin und Heilpädagogin Eliane Perret sieht es ähnlich. Viele Kinder seien mit dem selbst organisierten Lernen überfordert, und Verhaltensauffälligkeiten könnten mit dem Gefühl zusammenhängen, allein gelassen zu sein. Mit dem selbst organisierten Lernen kämen meist nur die Cleversten zurecht. “Viele Kinder werden durch ihre Eltern oder Nachhilfe unterstützt, andere werden mutlos und geben auf.”

Wie auch die neuere entwicklungspsychologische Forschung zeige, sei Lernen ein Beziehungs-geschehen, erklärt Perret. “Kinder brauchen zum Lernen Anleitung von Erwachsenen, zu denen sie in Beziehung stehen.” Sie habe in ihrer langjährigen Arbeit an einer Schule für Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten oder Lernproblemen oft beobachtet, dass die Symptome der Kinder sich milderten oder gar verschwanden, wenn der Unterricht auf deren Bedürfnisse ausgerichtet worden sei.

Stefan Wittwer vom Berufsverband Bildung Bern nimmt den Lehrplan in Schutz. Selbst organisiertes Lernen (SOL) sei eine didaktische Methode und als solche nicht im Lehrplan vorgeschrieben. “Schulen, die SOL fix im Stundenplan haben, machen das aus Überzeugung, der Lehrplan schreibt das nicht vor”, sagt er.

Im Rahmen der überfachlichen Kompetenzen sollen die Kinder ihr Lernen zwar selber organisieren können, aber erst gegen Ende des dritten Zyklus. Bis dann sollten sie ab der Mittelstufe Schritt für Schritt dahin geführt werden. Der Lehrplanwechsel kann also nicht der einzige Grund für den plötzlichen Anstieg der Diagnosen sein.

Der Lehrkräftemangel

2018 mussten erstmals Studierende der Pädagogischen Hochschule in den Klassenzimmern einspringen. Dass ausgerechnet der Fachkräftemangel in der Schule zu mehr Diagnosen bei Schulkindern führen soll, scheint paradox. Denn nicht nur Lehrer fehlen in den Schulstuben, sondern auch sonderpädagogische Spezialistinnen.

Doch der Lehrermangel führt zu grösseren und heterogenen Klassen, da Schulleitende immer mehr Mühe haben, die freien Stellen zu besetzen. In den grossen Klassen hat die Lehrperson weniger Zeit für das einzelne Kind.

“Ohne Diagnose gibt es nur sehr begrenzt individuelle Förderung für ein Kind.”

Rolf Temperli, Kinderarzt

Der Kinderarzt Rolf Temperli beobachtet in seiner Praxis, dass der Wunsch nach einer Abklärung ausser von den Schulen zunehmend von den Eltern kommt. Sie wollten verstehen, warum ihr Kind Schwierigkeiten habe, und erhofften sich, dass ihr Kind optimal gefördert werde, erklärt Temperli. “Denn ohne Diagnose gibt es nur sehr begrenzt individuelle Förderung für ein Kind.”



Obwohl im Vordergrund der Therapie oft pädagogische Massnahmen stünden und man bereits wisse, was das Kind brauche, müsse eine Beeinträchtigung gesucht und diagnostiziert werden, damit das Kind zusätzlich gefördert werden könne.

Das vermutet auch der Schulleiter des Schulkreises Bern-Bethlehem, Lukas Wiedmer, und zwar vor allem bei den bildungsnahen Eltern. “Angesichts des Selektionsdrucks wollen sie, dass ihr Kind gefördert wird, oder sie erhoffen sich gar einen Nachteilsausgleich, der den Zugang zu höherer Ausbildung doch noch ermöglichen soll.”

Tatsächlich hat die Zahl der auf die Erziehungsberatungen geschickten Kinder massiv zugenommen. Gegenüber der Zeit vor der Pandemie seien die Anfragen bei den Erziehungsberatungen um 40 Prozent gestiegen, schreibt die Bildungsdirektion Ende Februar in ihrem Newsletter.

“Das System sucht sich Entlastung, wo es diese finden kann”, sagt Stefan Wittwer von der Lehrer- und Lehrerinnengewerkschaft. Damit weist er zugleich auf einen Fehler im System.

Der Systemfehler

Diagnostizierte Kinder erhalten zusätzliche Ressourcen, und von diesen profitiert auch die Schule. Das Phänomen ist seit rund zehn Jahren vom Kanton Zürich bekannt. Dort hatte sich innerhalb von 15 Jahren die Zahl der Kinder, die mit Sonderschulstatus in eine Regelklasse integriert waren, fast verdoppelt.

Allerdings blieb die Zahl der Kinder, die so schwer beeinträchtigt waren, dass sie nicht in Regelklassen integriert werden konnten, stabil. Also hatten vor allem Verhaltensauffälligkeiten oder Lernschwierigkeiten zugenommen.

“Viele Lehrpersonen sind in gewissem Sinne froh um jedes Kind, das eine Diagnose hat. So erhalten sie die Unterstützung, die sie im heutigen Schulalltag brauchen.”

Manuel C. Widmer, Grossrat (GFL) und Lehrer

Der Grund dafür lag beim System. Die zusätzlichen Massnahmen für die Kinder mit Sonderschulstatus, also zusätzliche Lektionen durch Heilpädagoginnen, Logopäden und andere Spezialistinnen, zahlte der Kanton, und zwar nach Bedarf. Je mehr Sonderschulkinder eine Schule integrierte, desto mehr spezialisiertes Personal konnte sie anstellen

Der GFL-Grossrat und Lehrer Manuel C. Widmer sagt denn auch: “Viele Lehrpersonen sind in gewissem Sinne froh um jedes Kind, das eine Diagnose hat. So erhalten sie die Unterstützung, die sie im heutigen Schulalltag brauchen.” Der Berner Schulleiter Lukas Wiedmer bestätigt das, wenn auch nicht mit derart deutlichen Worten.

Aktuell werde ein Grossteil der schulischen Ressourcen durch Abklärungen auf der Erziehungsberatung generiert. Vor allem die Heilpädagoginnen und -pädagogen arbeiten dabei nicht immer einzeln mit dem zu unterstützenden Kind, sondern oft mit einer kleinen Gruppe oder gar im Team-Teaching mit der Klassenlehrperson. Davon profitiert nebst dem zu unterstützenden Kind die ganze Klasse.

“Es müsste möglich sein, dass Kinder unkompliziert zusätzliche Unterstützung erhalten, ohne dass zuerst so häufig mit Abklärungen eine Diagnose erstellt werden muss.”

Stefan Wittwer, Co-Geschäftsführer von Bildung Bern



Doch das Anbinden von Ressourcen an einzelne Kinder erschwere die Zusammenarbeit der Klassenlehrpersonen mit dem heilpädagogischen Personal, sagt Wiedmer. Dessen Arbeitspensum könne rasch ändern, etwa wenn ein Kind mit Diagnose wegziehe. Viel lieber wäre Wiedmer, dass die Schule dauerhaft mit genügend Ressourcen – also Lehrkräften und sonderpädagogischem Personal – ausgestattet würde, damit sie von Anfang an für alle Kinder bereit wäre.

Der Lehrgewerkschafter Wittwer verlangt deshalb mehr globale Ressourcen für die Schulen, die sie flexibler einsetzen können. “Es müsste möglich sein, dass Kinder unkompliziert zusätzliche Unterstützung erhalten, ohne dass zuerst so häufig mit Abklärungen eine Diagnose erstellt werden muss.”

Die Gesellschaft

Dies alles ist möglich, weil die psychiatrischen Diagnosen oft nicht so eindeutig sind wie etwa eine Sehbehinderung oder ein Downsyndrom. Die Diagnosen würden unter anderem mithilfe von Fragebögen nach Diagnosekriterien internationaler psychiatrischer Handbücher gestellt, erklärt die Psychologin Eliane Perret. “Sie beruhen auf Beobachtungen, was immer einen gewissen Spielraum zulässt.”

Dadurch entstehe eine scheinbare Objektivität, schreibt sie in ihrem Buch “Heilpädagogik im Dialog”. Im Allgemeinen würden das familiäre und schulische Umfeld, der Erziehungsstil und andere Bedingungen, die Einfluss auf die Entwicklung des Kindes haben, zu wenig gewichtet, findet sie. Selbstverständlich gebe es Kinder mit Entwicklungs- und Lernstörungen. “Aus meiner Beobachtung werden Kinder heute jedoch schneller mit einer Diagnose belegt als früher”, sagt sie. Perret verweist auf eine Untersuchung, gemäss der etwa die Diagnose ADHS im Kanton Tessin viel seltener gestellt wird als in der Deutschschweiz. “Man vermutet, dass dort das tolerierte Spektrum an Temperamenten grösser ist.”

“Die Gesellschaft erträgt aussergewöhnliches Verhalten weniger gut als vor 30 Jahren.”

Rolf Temperli, Kinderarzt

Der Kinderarzt Rolf Temperli bestätigt das. “Die Gesellschaft erträgt aussergewöhnliches Verhalten weniger gut als vor 30 Jahren.” Viele Kinder, bei denen heute eine Autismusspektrum-Störung diagnostiziert werde, hätten damals einfach als Sonderlinge gegolten. Man wisse heute mehr über diese Probleme und sei darauf sensibilisiert.

Konkret und nachhaltig unterstützen

Tages-Anzeiger, 14.4.2023, Debatte, Gastbeitrag von Beat Kissling

Kleinklassen sind kein Ausdruck pädagogischer Rückständigkeit.

Grosse Teile der Bevölkerung wollen ergänzend zur Integration wieder Kleinklassen einführen. Der Bildungsforscher Andrea Lanfranchi quitiert solche Begehren unter anderem im Streitgespräch im TA (Ausgabe vom 21. Januar) mit der Antwort: Kein «Zurück in die Vergangenheit». Die verbreitete Skepsis gegenüber der Integration sei die Folge falscher Kommunikation der Lehrerschaft gegenüber den Eltern. Und die noch bestehenden Mängel bei der Integration seien auf familiär bedingte Leistungs- und Erziehungsdefizite der Kinder zurückzuführen. So einfach ist das.

Für 2 Prozent der Schülerschaft sieht Lanfranchi dann doch Kleinklassen vor, nämlich für «besonders schwierige Fälle» und dort, wo «die ungünstige Zusammensetzung der Klasse eine solche Integration nicht zulässt». Die von ihm empfohlenen ergänzenden Schulinseln sind längst durchgefallen. Zu oft sind daraus kaum zu führende Sammelklassen entstanden. Auch Lanfranchis Heiligsprechung der Integration mit Verweis auf das Übereinkommen der UNO über die Rechte



von Menschen mit Behinderungen von 2006 ist schlicht nicht haltbar. Juristische Expertisen zeigen, dass das UNO-Dokument schulische Lösungen fordert, die das «Bewusstsein der Würde» und das «Selbstwertgefühl des Menschen» behinderter Menschen stärken. Integration geniesst keinen Ausschliesslichkeitsvorrang.

Wie Klassen mit hoher Binnendifferenzierung erfolgreich geführt werden können, weiss man nicht erst seit Einführung der Integration: Die Lehrperson muss imstande sein, im Unterricht eine Atmosphäre der freundschaftlichen Kooperation aufzubauen, einen Umgang, der auf Werte des Vertrauens, des gegenseitigen Respekts und der Rücksichtnahme basiert. Dies erfordert eine geduldige und manchmal langwierig-fordernde pädagogische Aufbauarbeit. Seit die Lehrpersonen in der Ausbildung lernen, dass sie nicht mehr lehren bzw. Inhalte vermitteln sollten, sondern stattdessen als Coachs respektive Moderatoren «Lernumgebungen» für das «selbst organisierte Lernen» (SOL) bereitstellen müssen, ist Unterricht zu einer Schüler-Ego-Optimierungsangelegenheit geworden.

Es sind ausschliesslich starke, von zu Hause geförderte Schülerinnen und Schüler, die damit gut zurechtkommen. Mittelmässige Lernende, erst recht Schwache, sind auf ihr geringes Selbstwirksamkeitsgefühl zurückgeworfen und resignieren schnell. Die in den Kinderarztpraxen chronische Zunahme an psychosomatischen Problemen und psychiatrischen Diagnosen unter der heutigen Schülerschaft erstaunt demnach nicht.

Kleinklassen sind zumeist noch in positiver Erinnerung. Untersuchungen mit ehemaligen Sonderschülern dokumentieren dies auch nachdrücklich. In der sogenannten Holaschke-Studie etwa sagen die befragten ehemaligen Kleinklassenschüler aus, dass es nur ihre Sonderschullehrer waren, bei denen sie sich verstanden und so unterstützt fühlten, dass sie nach einer schwerwiegenden schulischen Resignation in der Schule wieder Mut schöpften. Diskriminierende Herabsetzung, was Kleinklassenschüler leider partiell erfahren haben und scheinbar für Integration spricht, kommt in den heutigen Regelklassen allerdings genauso vor. Mobbing ist heute sehr verbreitet und betrifft immer zumeist die schwächeren, allgemein handikapierten Kinder und Jugendlichen.

Es wäre dringend angebracht, zu überlegen, wie die Gemeinden und die Lehrpersonen konkret und nachhaltig unterstützt werden könnten, damit die häufigen Entgleisungen drohender Überforderungssituationen verhindert werden und auch Kleinklassen sinnvoll zum Zug kommen können.

Beat Kissling ist Psychologe und Erziehungswissenschaftler.

Kompliziertes Schulsystem

Tages-Anzeiger, 17.4.2023, Debatte, Leserbriefe

«Tages-Anzeiger» vom 11.4. «Zürich will begabte Schulkinder besser fördern»

Das Schulsystem wird immer komplizierter statt einfacher. Früher gab es für die schwächsten Kinder Kleinklassen, und alle übrigen wurden von der Klassenlehrperson unterrichtet. Sie sorgte auch dafür, dass die Begabteren entsprechend gefördert wurden. Durch die Totalintegration hat sie heute dafür kaum mehr Zeit, deshalb sollen jetzt die Begabten separat zum Zuge kommen, und es müsste dafür auch zusätzliche Lehrpersonen geben. Das widerspricht allerdings diametral dem kürzlich proklamierten Ziel der Bildungsdirektion, die Anzahl Lehrkräfte pro Klasse zu reduzieren. Die «Zug-Rösser» würden zeitweise in den Klassen fehlen, was wiederum dem Mittelfeld nicht zum Vorteil gereicht; die Schwächeren blieben dann im Zimmer, aber die Spitze wäre teilweise weg. Zudem würde der Beruf einer Klassenlehrperson wesentlich an Attraktivität verlieren, denn sie übernehme bestimmt lieber selber die dankbare Arbeit mit den lernbegierigen, begabten Kindern, statt ausgerechnet diese weggeben zu müssen. Das ganze Vorhaben zeigt doch eindeutig: Mit der Integration hat man sich in eine sehr schwierige Situation manövriert. Deshalb jetzt nur nichts überstürzen. Zuerst vordringlich Klein- oder Förderklassen einführen, dann sieht die Welt wieder



anders aus.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Die Erziehungspolitik im Kanton Zürich treibt merkwürdige Blüten. Begabtenförderung ist eigentlich ein Widerspruch in sich selbst: Begabte, aufgeweckte Schüler bringen sich durch ihren Wissensdrang und ihre Neugier selber viel bei und bräuchten eigentlich keine besondere Förderung, es sei denn, sie befinden sich in Klassen, in denen gemäss Integration auch lernbehinderte und verhaltensauffällige Schüler sitzen, die übermässig viel Zeit beanspruchen und wegen ihrer Überforderung den Unterricht stören. Geht es nur darum, für mehr Schülerinnen und Schüler Prüfungsvorbereitungen für Maturitätsschulen anzubieten, dann werden auch solche den Übertritt schaffen, die eigentlich in den Mittelschulen überfordert sind und in den anschliessenden Hochschulen sowieso. Und noch eine Absurdität zeigt sich in dieser merkwürdigen Massnahme: Wenn man hochbegabte Schüler separiert, dann ist das gut, wenn man schwachbegabte Schüler separiert, dann ist das schlecht. Würde man wieder Sonderklassen für lernschwache und schwierige Schüler führen, dann wären diese fürs Leben besser vorbereitet, und die hochbegabten Schüler könnten in den Regelklassen bleiben und mit Aufträgen beschäftigt werden, die der ganzen Klasse zugute kämen. Weil die Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik aber eine verfehlte Integrationspädagogik durchzieht, darf sie jetzt auch noch Lehrkräfte für hochbegabte Schülerinnen und Schüler ausbilden.

Peter Schmid, Frauenfeld

Schule ist kein Ort für die Simulation von Sinn

NZZ, 17.4.2023, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Klaus Zierer

Technik ist einer der grössten Treiber für mehr Bildungsungerechtigkeit. Weil Menschen mit schlechter Bildung sie weitaus unsinniger einsetzen als Menschen mit guter Bildung. Auch darum sind KI-Chatbots keine Heilsbringer.

Wieder einmal wird die Bildungsdiskussion durch eine technische Erfindung elektrifiziert: Chatbots. Diese sind heute als Prototypen für jeden zugänglich und können als textbasierte Dialogsysteme mittels künstlicher Intelligenz auf nahezu alles, was den Menschen bewegt, eine Antwort geben.

Euphorische Stimmen sehen mit den Chatbots ein neues Zeitalter anbrechen, weil jeder Mensch für sich Antworten erhalten kann, die ihm aus welchen Gründen auch immer nicht zugänglich wären, geschweige denn aus sich selbst heraus generiert werden könnten. Mehr Bildungsgerechtigkeit, so die Hoffnung, sei damit endlich gegeben.

Ein empirischer Blick auf Digitalisierung allgemein kann hilfreich sein, um solche Argumente einzuordnen. Denn das Argument, dass Technik zu mehr Bildungsgerechtigkeit führt, gibt es schon lange. Die Wahrheit aber ist, dass genau das Gegenteil der Fall ist: Technik ist einer der grössten Treiber für mehr Bildungsungerechtigkeit. Warum? Weil Menschen mit schlechter Bildung Technik weitaus unsinniger einsetzen als Menschen mit guter Bildung. Man muss kein Prophet sein, um vorhersagen zu können, dass das auch auf Chatbots zutreffen wird.

Abnehmende Leistung

Interessanterweise führen euphorische Stimmen den Vergleich mit Taschenrechnern ins Feld. Denn wie diese das Rechnen revolutionierten, werden auch Chatbots das Schreiben, ja mehr noch: das Denken allgemein verändern. Richtig ist, dass Taschenrechner das Rechnen verändert haben. Aber leider nicht nur zum Guten. So gibt es heute Menschen, die bei den leichtesten Rechnungen scheitern und verkrampt zum Handy greifen, um die Taschenrechner-App zu starten. Unterm Strich weisen die jüngsten Schulleistungsstudien nach, dass es um die Rechenleistung der nachwachsenden Generation nicht sonderlich gut bestellt ist. Sie nimmt zum ersten Mal seit den Kriegsjahren im Vergleich zu den vorausgegangenen Generationen wieder ab.



Sicherlich hat das nicht nur mit dem Taschenrechner zu tun. Aber es ist nicht von der Hand zu weisen, dass mit der Vollausrüstung der Jugendlichen mit Handys durchaus eine Veränderung im ausserschulischen Rechenverhalten einhergeht. Pädagogisch hat man zwar in der Schule entgegengesteuert, indem Taschenrechner erst ab einer bestimmten Jahrgangsstufe – zur Entlastung der Rechenleistung, nicht zur Entlastung des Denkens – zugelassen sind. Aber was in den Kinderzimmern zu Hause passiert, entzieht sich dem schulischen Einflussbereich.

Man wird also nicht umhinkommen, auch bei Chatbots pädagogisch zu agieren. Derzeit gibt es diese Debatten, die aber am Kern der pädagogischen Herausforderung vorbeigehen. So wird diskutiert, ob die Prüfungsformate sich nicht ändern müssten – warum solle heute noch jemand eine Gedichtinterpretation schreiben, eine Zusammenfassung vorlegen oder gar eine Erörterung verfassen?

Autorschaft des Lebens

Das alles können Chatbots – und vermutlich vielfach sogar besser als viele jüngere Lernende. Also her mit den neuen Prüfungsformaten, bei denen Schülerinnen und Schüler Chatbots bedienen und dann lieber schauen, was der Rechner so ausspuckt. Aber um so etwas bewerten zu können, ist Kompetenz im entsprechenden Bereich nötig, und wer nie gelernt hat, eine Gedichtinterpretation zu schreiben, der wird auch nicht einschätzen können, ob eine gut ist oder schlecht.

Für Universitäten gleichen die genannten Möglichkeiten einem Horrorszenario. Denn nun wird dem Betrug Tür und Tor geöffnet, und Hausarbeiten, Bachelorarbeiten und selbst Dissertationen übernehmen Chatbots – die mitschwingende Empörung, dass das Betrug sei, erscheint angesichts der Tatsache, dass es Betrug im universitären Kontext schon immer gegeben hat, etwas überzogen. Aber es naht bereits Abhilfe: die KI, die erkennt, ob ein Text von einer KI geschrieben worden ist. Es gibt sie also, die Technik, die uns hilft, die Probleme zu lösen, die wir infolge der Technik haben.

All das Gesagte ist in der Diskussion beherrschend und durchaus spannend bezüglich der Argumentation. Aber der Kern der pädagogischen Herausforderung liegt ganz woanders, und es ist höchste Zeit, diesen in den Blick zu nehmen: Chatbots haben aufgrund ihrer Möglichkeiten das Potenzial, Bildung zu gefährden, ja sogar zu verhindern.

Hierzu muss kurz gesagt werden, was Bildung eigentlich meint. In einer humanistischen Tradition lässt sich Bildung als Autorschaft des eigenen Lebens verstehen. Der Mensch bestimmt, was aus ihm wird. Als vernunftbegabtes Wesen hat er die Möglichkeit, sich frei zu entfalten. Bildung ist in diesem Sinn, so lässt es sich im Anschluss an Jürgen Habermas auf den Punkt bringen: vernünftige Freiheit.

Entgrenzung des Menschen

Beides ist bei einer naiven Verbreitung von Chatbots in Gefahr. So argumentiert bereits Martin Heidegger in «Die Frage nach der Technik», ohne damals auch nur eine Ahnung davon haben zu können, was sie heute möglich machen kann, dass Technik dem Menschen seine Freiheit nehmen kann. Wie ist das zu verstehen? In «Die Antiquiertheit des Menschen» liefert Günther Anders eine Antwort auf diese Frage: Zunächst definiert er den Menschen als Grenze seiner selbst. Denn der Mensch hat zwar viele Möglichkeiten, aber gleichzeitig sind diese Möglichkeiten auch seine Grenzen.

So ist der Mensch durchaus ein freies Wesen, das frei ist von bestimmten Zwängen und dadurch auch frei, sich zu entscheiden. Aber diese Freiheit ist nicht grenzenlos, sondern etwa an die Grenzen der menschlichen Vernunft gebunden.

Beispielsweise kann der Mensch seine natürlich begrenzte Rechenleistung pro Minute durch Computerunterstützung steigern und steigern. Somit sind Rechenoperationen, die im vordigitalen Zeitalter mehrere Wochen dauerten, heute in Sekundenschnelle realisierbar. Ist diese Technik erst einmal in der Welt, führt sie zu einer Abhängigkeit des Menschen und nimmt ihm seine Freiheit.

Technik ermöglicht es dem Menschen folglich, seine Grenzen zu verschieben. Sie führt zu einer Entgrenzung des Menschen. Günther Anders nennt diese Verschiebung «prometheisches Gefälle»:



Der Abstand zwischen dem Menschen und der von ihm geschaffenen Produktwelt wird immer grösser. Daraus zieht er drei Schlussfolgerungen: «dass wir der Perfektion unserer Produkte nicht gewachsen sind; dass wir mehr herstellen als vorstellen und verantworten können; und dass wir glauben, das, was wir können, auch zu dürfen, nein: zu sollen, nein: zu müssen».

Mit anderen Worten: Die vernünftige Freiheit des Menschen ist in Gefahr. Die Vernunft, weil Menschen lieber chatten werden, als selbst nachzudenken, und die Freiheit, weil kein Mensch nachvollziehen kann, woher denn die Antworten kommen, die Chatbots ihm geben. Gerade an dieser Stelle werden Manipulationen Tür und Tor geöffnet und die Abhängigkeiten im wahrsten Sinn des Wortes vorprogrammiert.

Pädagogisch resultiert daraus ein klarer Auftrag: die Menschen zu stärken, dass sie Technik nicht nur bedienen können, sondern damit Technik ihnen dient. Es reicht daher nicht aus, den Umgang mit Technik zu schulen und den Einsatz von Chatbots zu regulieren, sondern es wird nötig sein, noch mehr als bisher die Bildung der Menschen zu stärken. Vor allem was Lesen und Schreiben angeht, wird mehr als bis anhin notwendig sein.

Wichtig dabei ist, dass diese Kompetenzen nicht nur auf der mechanischen Ebene des Könnens gefördert werden, sondern besonders auf der Vertiefungsebene und in diesem Sinn im Bereich des Verstehens. Sodann wird es notwendig sein, hinter die Kulissen der Technik zu schauen: Wer steckt dahinter? Welche Motive sind erkennbar, und welche Motive könnten bestehen, ohne dass sie erkennbar sind? Welche Algorithmen führen zu den Antworten, und wie lassen sie sich überprüfen? Wie gelingt es, die Möglichkeiten von Chatbots zu nutzen und gleichzeitig die Risiken zu vermeiden?

Und schliesslich: Wo ist die Grenze zwischen Sein, Schein und Möglichkeit? Gerade in der digitalen Welt schwimmt sie immer mehr, weil auf den ersten Blick nicht mehr sichtbar ist, was wirklich, gefälscht oder fiktiv ist. Diese und ähnliche Fragen bilden den Kern einer Medienerziehung, die Menschen in ihrer Autorschaft stärkt.

Klaus Zierer ist Ordinarius für Schulpädagogik an der Universität Augsburg.

Eine alljährlich wiederkehrende Diskussion neben der Spur

Nebelspalter, 11.4.2023, Alain Pichard

Hausaufgaben abschaffen?

Ähnlich wie die Forderung, doch jetzt endlich die Noten in der Schule abzuschaffen, gelingt es dem Begehren nach Abschaffung der Hausaufgaben regelmässig, in die Medienlandschaft zu gelangen. Auffallend dabei, mit wie wenig Kenntnis über dieses Thema gestritten wird.

Condorcet-Autor Alain Pichard, mit langjähriger Praxiserfahrung, beschreibt das Ritual, das an Öde kaum zu überbieten ist.

Den diesjährigen Reigen zur Abschaffung der Hausaufgaben eröffnete Andreas Niklaus, Rektor der Kantonsschule Zürich Nord – mit 2200 Schülerinnen und Schülern eines der grössten Schweizer Gymnasien (siehe Bericht: Sollen Hausaufgaben am Gymnasium abgeschafft werden?). Er mache

Was wichtig ist:

- Kaum jemand fragt, was Hausaufgaben eigentlich sind.
- Die Ergebnisse der Hausaufgaben werden im Unterricht oft unzulänglich besprochen oder kontrolliert.
- Die Mehrheit der Eltern wünschen, dass ihre Kinder Hausaufgaben machen müssen.



sich Sorgen, der Stoffdruck, die Erwartungen der Eltern, der Lehrer, ja auch die der Jugendlichen erzeuge Stress. Er fordere deshalb, die Hausaufgaben abzuschaffen. In unserem nördlichen Nachbarland doppelte die Linke-Vorsitzende Janine Wissler nach und verlangte fast zeitgleich die Abschaffung der Hausaufgaben. Sie argumentiert vor allem mit der fehlenden Chancengleichheit und der Tatsache, dass viele Eltern aus bildungsfernen Schichten mit den Hausaufgaben überfordert seien. Und prompt ist damit eine Diskussion lanciert, die auch die Gegner auf den Plan ruft. Dort sieht man eine Leistungskultur am Zerfallen und warnt vor der immer weiter sinkenden Bildungsqualität.

Erstaunlich an der ganzen Debatte ist, dass sich niemand fragt, was denn eigentlich Hausaufgaben sind.

- Hierzu eine kleine Übersicht: 80 Prozent der Hausaufgaben sind **Übungsaufgaben**. In der Kette eines Lernprozesses ist das Glied des Übens ein entscheidendes Kettenglied. Findet das Üben nicht oder unter ungünstigen Bedingungen statt, dann ist der Lernerfolg gefährdet. Und weil die Lernverhältnisse in den Elternhäusern sehr verschieden sind, ist die Wirkung von Hausaufgaben diesbezüglich problematisch. Das haben wir aber an den Schulen längst erkannt. Deshalb gibt es in vielen Schulen sogenannte SOL-Lektionen, (SOL = Selbstorganisiertes Lernen), ILF (individuelle Lernförderung) oder betreute Mittagstische, in welchen die Schüler im Beisein einer Lehrkraft u. a. genau solche Übungsaufgaben lösen können. Die Lehrkräfte an unserer Schule müssen zwei solche Lektionen übernehmen, werden aber nur für eine bezahlt, weil dieser «Hütendienst» keine Vor- und Nachbereitung abverlangt.
- Neben den Übungsaufgaben gibt es die sogenannten **Lernaufträge**. Der Französischlehrer kündigt einen Test an, in welchem die Passé-composé-Formen abgefragt werden. Hier helfen die neuen Medien mit einfachen Apps, welche die Schüler auf ihrem Handy abrufen können (Quizlet). Aber auch Physikproben oder Geschichtstests wollen gelernt sein. Interessant ist, dass genau diese Art Hausaufgaben in den Reglementen wohlweislich von allen Regulierungen ausgenommen sind. Der Grund liegt auf der Hand. Die Grundkompetenzen im Fach Mathematik verlangen die Beherrschung der vier Grundoperationen im Bruchrechnen. Nicht alle Schüler schaffen dies ohne Weiteres. Einige müssen mehr lernen als ihre Kameraden, welche die Regeln schneller erfassen. Es handelt sich um eine der vielen Kränkungen, die uns das Leben beschert. Ich musste im Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasium stundenlang den Kosinussatz lernen, bis ich ihn begriff. Mein Freund und Mathegenie David hatte dies jeweils in Sekundenschnelle im Griff. Nicht selten kommen Schüler zu mir und bitten um sogenannte Zusatzaufgaben, mit denen sie für den bevorstehenden Test lernen können. Auch hier stehen uns gute Übungsaufgaben sowohl in Digitalform oder auf Papier zur Verfügung.
- Und schliesslich gibt es noch die **Projektaufträge**, wie zum Beispiel die Präsentation eines Buches, das Porträtieren eines Landes, die Planung und Durchführung eines Chemieexperiments. Sie sind bei den Schülerinnen durchaus beliebt, weil sie stark auf das Erkunden ausgerichtet sind. Ich wage zu behaupten, dass diese Art «Hausaufgaben» durchaus zu einer Bereicherung der Freizeitgestaltung führen können.

Abschaffung wegen unzulänglichen Lehrern?

Als Lehrer mit 44-jähriger Unterrichtspraxis weiss ich natürlich, dass es auch blödsinnige Aufgaben gibt. Es ist belegt, dass leider immer noch die meisten Hausaufgaben in den letzten paar Minuten einer Lektion erteilt werden, also schlecht in den Unterricht integriert sind. Es handelt sich dabei oft um «**Fertigstellungsaufgaben**». Und eine Tatsache ist auch, dass die Ergebnisse der Hausaufgaben in der Regel eher unzulänglich im Unterricht behandelt werden. Hausaufgaben als Strafe soll es immer noch geben.

Aber sind diese Mängel ein Grund, Hausaufgaben abzuschaffen? Sicher nicht! Und sind Hausaufgaben mit der Chancengleichheit unvereinbar? Das ist ein ausgekochter Blödsinn. Gerade die



Hausaufgaben erlauben es den weniger talentierten Schülern, die Grundkompetenzen in einem Fach zu erfüllen und die Ziele mit Fleiss zu erreichen.

Es gab und gibt immer wieder Versuche, die Hausaufgaben zu regulieren. So wollte man der drohenden Überforderung der Schüler beispielsweise mit einem Zeitrahmen beikommen. Maximal 2 Stunden an der Primarschule, maximal 3 Stunden an der Oberstufe. Und manchmal fragen auch Eltern während eines Elterngesprächs, ob ihr Kind nicht zu viel Hausaufgaben hätten. Grundsätzlich aber wollen über 75 Prozent der Eltern, dass ihre Kinder Hausaufgaben erhalten, wie eine Umfrage des Nachrichtenmagazins «Focus» ergab.

Auf das Mass kommt es an

In meiner Praxis setze ich Hausaufgaben massvoll ein. Das bedeutet, die Schüler müssen auch ihre Freizeit haben. Vor allem aber kontrolliere ich die Hausaufgaben und evaluiere sie, indem ich meine Schüler frage, wie sie diese Aufgaben gelöst haben, wo sie Probleme hatten. Nicht gemachte Hausaufgaben werden nicht sanktioniert, sind aber Teil des Elterngesprächs.

Ich achte darauf, dass die Hausaufgaben von den Lernenden selbständig erledigt werden können. Eltern sollen die Hausaufgabe kontrollieren, aber nicht als Hausaufgabenhilfe missbraucht werden. Das sage ich den Eltern jeweils immer zu Beginn eines Zyklus. Hausaufgaben sollten sinnvoll, das heisst, sie sollten in den Unterricht eingebettet sein. Projektaufträge sollen attraktiv gestaltet werden.

Was den Stress betrifft, den Hausaufgaben auslösen sollen, so darf ich feststellen: Die Schule ist eher die Institution, welche versucht, die Erwartungen der Eltern – und die sind das eigentliche Problem – in realistische Bahnen zu lenken. Wir wollen glückliche Schüler. Aber es muss möglich sein, dass auch weniger talentierte Schüler mit Fleiss und Einsatz ihre Ziele erreichen können. Viele tun dies von sich aus, einige leider auch unter dem permanenten Erwartungsdruck der Eltern. Brisantes Detail: Letzte Woche hat der Schülerrat an unserer Schule eine Eingabe gemacht: Man solle die Anzahl der Lektionen im Rahmen des selbstorganisierten Lernens (SOL) von drei auf zwei senken. Grund: Vielen Schülern sei es während den SOL-Lektionen zu laut, einige von ihnen lernten grundsätzlich lieber zu Hause als in der Schule.

Überfrachtete Lehrpläne

Wir Lehrkräfte halten uns an die im Lehrplan formulierten Grundkompetenzen. Sie sollten von allen Lernenden erreicht werden. Wenn eine immer grösser werdende Zahl unserer Schüler diese Grundkompetenzen nicht erreicht, liegt es weder an den zu vielen noch an den zu wenigen Hausaufgaben.

Die völlige Überfrachtung der Lehrpläne, das «Immer mehr», gekoppelt an die vielen überfachlichen Kompetenzen, haben aus der Schule einen Gemischtwarenhandel gemacht, der kaum mehr Prioritäten kennt. Profunde Lernziele sind durch einen beliebigen Kompetenzquark ersetzt worden. Das hat zu Folge, dass die Schule Ziele zu erreichen versucht, die ausserhalb der Möglichkeit von Unterricht liegen. Die Konsequenz ist, dass Vieles gemacht und abgehakt, aber kaum mehr gründlich durchgenommen wird.

«Das Gebot der Stunde wäre ein markanter Lektionenabbau, aber sicher nicht die Abschaffung der Hausaufgaben.»

Die Schüler gehen so viel in die Schule, wie noch nie, es herrscht eine beispiellose Hektik. Die Lösung wäre hier ein «Back-to-the-roots» oder wie es die Amerikaner ausdrücken ein «Reduce-to-the-Max». Das Gebot der Stunde wäre ein markanter Lektionenabbau, aber sicher nicht die Abschaffung der Hausaufgaben. Gerade mit diesen Hausaufgaben wird auch die Autonomie und Mündigkeit der Lernenden unterstützt. Die Hausaufgaben bilden – wirksam eingesetzt – eine wertvolle Ergänzung zum Unterricht. Und sie erfüllen darüber hinaus, die von der Bildungsnomenklatura immer wieder betonte Prämisse: Individualisierung.



Hausaufgaben und Hingabe

Und denjenigen, die sich durch die Abschaffung der Hausaufgaben eine markante Vergrösserung der Chancengerechtigkeit erhoffen, kann man nur zuzurufen: «Na, dann versucht es mal!»

Meine Tochter hat ganze Mittwochnachmittage an Schulaufträgen gearbeitet, mit Hingabe und sehr oft mit Freude. Als sie eines Abends um 22 Uhr immer noch am Plakat für ihren Vortrag malte, forderte ich sie auf, ins Bett zu gehen. Sie tat es, stellt den Wecker und stand um fünf Uhr auf der Matte. Das Plakat wurde fertig. Meine Tochter war mächtig stolz. Eine Gesellschaft, die will, dass nichts grossartig ist, weil, wo was gross ist, es rundherum klein aussieht, beschneidet in erster Linie die Gestaltungskraft der Kinder.

Veranstaltungshinweis

Sind der schulischen Integration Grenzen gesetzt? Eine Standortbestimmung

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 14. Juni 2023

Referenten

Raymond Diebold (Sekundar- und
Berufsschullehrer, Zürich)

Dr. Beat Kissling (Lehrer, Erziehungswissenschaftler
& Psychologe, Zürich)

Einführung

Dr. med. Andreas Würmli (Präsident Ostschweizer
Kinderärzte)

Ort und Datum

Mittwoch, 14. Juni 2023, 18.30 – 20.30 Uhr

Ostschweizer Fachhochschule,
grosser Plenarsaal Parterre,
Rosenbergstrasse 59
9000 St. Gallen



VORTRAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

Sind der schulischen Integration Grenzen gesetzt? Eine Standortbestimmung

MITTWOCH, 14. JUNI 2023, 18.30 – 20.30 UHR

